Bismarck als Zensor

25480
V
V 146

Bismarck als Zensor

Eigenhändige, bisher noch unveröffentlichte Randbemerkungen des ersten Reichskanzlers zu Moritz Buschs Werk „Graf Bismarck und seine Leute"

In Faksimile-Druck

herausgegeben

von

Georg Böttticher

VI C. B. 74.

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1907

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
w TORUNIU

439011

K. 329/98

Im November 1878 erschien — im Verlage von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig — das Buch von Moritz Busch „Graf Bismarck und seine Leute“ und machte den bereits auf mancherlei literarischen Gebieten bewährten Verfasser mit einem Schlage berühmt. Nicht nur in ganz Deutschland, wo das Buch drei Wochen lang alle Journalistenfedern in Bewegung setzte, auch in England, Frankreich, Amerika, Rußland, Holland, Italien und Skandinavien nahm man leidenschaftlich Anteil für und wider dasselbe. Binnen zwei Monaten nach der Versendung der deutschen Ausgabe erschienen neun Übersetzungen.

Daß das Buch Tatsachen mitteilte, erkannten die deutschen Zeitungen ausnahmslos an. Aber ebenso einmütig fast waren sie in der Verurteilung der Veröffentlichung dieser Tatsachen: Busch hatte sich der abscheulichsten Indiskretion schuldig gemacht, und ein Strafgericht des erzürnten Reichskanzlers war unausbleiblich. Als es dennoch ausblieb, half man sich mit Sophismen: der Fürst habe leider keine gesetzliche Handhabe, die Publikation zu verhindern, der Fürst rechne darauf, daß das Ganze bald verpuffen werde, der Fürst werde sich hüten, in das Wespennest zu greifen usw., usw.

Nur wenige Eingeweihte wußten, daß das Buch nicht nur mit der vollen Zustimmung Bismarcks erschienen war, sondern daß dieser auch die Korrekturbogen dazu gelesen, und

zwar sehr genau gelesen hatte, und daß Busch den Bemerkungen und Streichungen seines hohen Zensors gewissenhaft nachgekommen war. Erst einundzwanzig Jahre später hat Busch in seinem dreibändigen Werke „Tagebuchblätter“*) den wahren Sachverhalt aufgedeckt. Daß dies nicht 1878 schon und überhaupt nicht bei Lebzeiten des Fürsten geschah, zeugt für Buschs Ehrenhaftigkeit. Er hatte dem Fürsten sein Wort gegeben, und er hielt es, obwohl eine solche Bekanntmachung sehr in seinem Interesse gelegen hätte.

Wenn nun auch mit den Jahren die Erkenntnis von der Bedeutung des Buches im In- und Auslande wuchs, wenn die verständigen Zeitungen — vor allen die amerikanischen — es als das weitaus treueste Charakterbild Bismarcks bezeichneten, und der Jenaer Kirchenhistoriker Hase es an Wert geradezu den Tischreden Luthers gleichstellte, so blieb doch in einem großen Teile der deutschen Presse ein Übelwollen und Mißtrauen gegen Busch lebendig, und selbst seine spätere, mit Dokumenten belegte Erklärung der Sachlage wurde von einer neiderfüllten Preßclique hartnäckig bestritten.

Das Hauptbeweisstück für die Mitwirkung des Kanzlers an besagtem Buche: die sämtlichen mit den Korrekturen und Streichungen des Fürsten versehenen Revisionsbogen hatte Busch sorgfältig aufgehoben und sich in einen festen Pappband heften lassen.

---

*) Erschienen im Verlage von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, 1899. Mit Anmerkungen und Parallelstellen aus andern Werken versehen von Professor Otto Kaemmel in Leipzig.

Dieses wertvolle Buch — es hat Großlexikon-Format, da der Druck für die Zwecke der Revision auf Bogen mit dreifingerbreitem Papierrand vorgenommen wurde — ist noch heute im Besitz der Erben Buschs. Mit ihrer Zustimmung bringen wir in folgendem eine Auswahl charakteristischer Stellen daraus in Faksimiledruck. Diese Veröffentlichung wird nicht nur die letzten Zweifel an der tatsächlichen Mitarbeit Bismarcks zerstreuen, sie dürfte auch allen Verehrern des Einzig-Großen von Interesse sein als ein kleiner, aber immerhin nicht ganz wertloser Beitrag zur Rundung seines Charakterbildes. Das Originalbuch enthält auf 777 Seiten etwa 250 Randbemerkungen und viele Streichungen von der Hand des Fürsten, in seiner großzügigen Schrift, mit den bekannten Riesenbleistiften vorgenommen. Wir haben uns darauf beschränkt, 25 dieser Seiten wiederzugeben.

Was übrigens die vom Fürsten gestrichenen Stellen betrifft, so hat Busch diese damals natürlich ausfallen lassen, in die spätere, einundzwanzig Jahre danach erschienene Auflage seines Werkes aber („Tagebuchblätter", 1899), soweit sie nicht direkte Irrtümer, sondern nur vorderhand nicht bekannt zu gebende Notizen enthielten, wieder aufgenommen, auf der Ermächtigung fußend, die ihm der Fürst 1879 mit den Worten erteilte: „Wenn ich einmal tot bin, können Sie sagen, was Sie wollen — alles, was Sie wissen." Von Pietätlosigkeit, die man ihm deshalb vorgeworfen hat, kann also nicht die Rede sein. Noch weniger trifft hierbei die Firma Grunow eine Schuld. Denn diese übernahm die „Tagebuchblätter"

von England (sie waren zunächst englisch erschienen) und hatte das Korrektur-Exemplar mit den Motivierungen der Streichungen Bismarcks überhaupt nie zu Gesicht bekommen.

Von hohem Interesse ist eine Durchsicht des Originalbuchs. Der Fürst hat offenbar Zeile für Zeile mit größter Sorgfalt gelesen: auch ganz geringfügige Druckfehler finden sich von seiner Hand verbessert. Stellen, in denen Busch ihm allzu reiches Lob spendet, sind meist gestrichen; ebenso solche, die einen noch Lebenden oder dessen Familie verletzen könnten. Häufig kehrt die Bemerkung wieder: „Geht nicht, wegen des Sohnes" (oder „des Vaters", „der Familie"). Schroffe Äußerungen über die höhern Militärs (die er freilich wohl in der Erregung damals getan haben mag) mildert er oder beseitigt sie ganz, besonders alles, was Moltke betrifft, wie er denn auch in seiner eignen charakteristischen Äußerung über dessen „Raubvogelgesicht" den Raubvogel streicht. Auch der Politiker und Diplomat kommt zutage, so, wenn er in dem von ihm selbst getanen Ausspruch (nach einer der ersten größern Schlachten) „Eine Menge von preußischen Adelsfamilien wird Trauer anlegen müssen" das „Adels" ausmerzt, oder regelmäßig die häufig wiederkehrende Notiz Buschs: „Zeitungsnotizen für den König zurechtgemacht" durch das schicklichere „ausgezogen" ersetzt, oder Mitteilungen über geplünderte oder verwüstete Häuser mit der warnenden Randglosse versieht: „Futter für französische Zeitungen!"

Aber auch stilistische Mängel rügt er, streicht überflüssige oder unzutreffende Beiwörter, verbessert Dialekt- und Satz-

fehler und paßt besonders genau auf die Rechtschreibung der Eigennamen.

Kurzum, das interessante Buch zeigt uns den Kanzler von allen möglichen Charakterseiten und rechtfertigt schon deshalb die vorliegende Publikation. Möchte diese, die ein neues Zeugnis für die Vertrauenswürdigkeit Buschs ablegt, auch dazu beitragen, das Andenken an den vielgeschmähten Publizisten, dem wir das beste Bild des großen Deutschen verdanken, zu erneuern und ihm mehr als bisher gerecht zu werden. Seine unbestrittne Wahrheitsliebe, sein Vertiefen in die von ihm vergötterte Persönlichkeit Bismarcks und nicht zuletzt sein wundervolles Darstellungstalent verdienen es gleicherweise. G. B.

Hinweise der Seiten, auf denen in der spätern Volksausgabe von „Graf Bismarck und seine Leute“ (1889) und in den „Tagebuchblättern“ (1899) die hier in Faksimiledruck wiedergegebnen Stellen stehen.

Faksimilierte Seiten (die sich mit den Seiten der ersten bis sechsten Auflage 1878 bis 1884 fast decken)	Volksausgabe in einem Bande 1889	Tagebuchblätter 1899
Band I		Band I
Seite 46	Seite 38	Seiten 93—94
„ 194—195	„ 159	„ 230—232
„ 214	„ 175	„ 251—252
„ 314	„ 260	„ 350—351
„ 334	„ 276—277	„ 367—368
Band II		
Seite 7	„ 332—333	„ 407—408
„ 22—23	„ 345—346	„ 423—425
„ 44	„ 363	„ 448—449
„ 49—50	„ 367—368	„ 453—455
„ 89	„ 399—400	„ 491—492
„ 92	„ 401—402	„ 495—496
„ 155—156 / „ 157	„ 453—455	„ 552—555
„ 177—178	„ 472—473	„ 573—575
		Band II
„ 202	„ 491—492	Seiten 16—17
„ 204	„ 492—493	„ 18—19
„ 206	„ 494—495	„ 20—21
„ 267	„ 543—544	„ 77—78
„ 282	„ 515	„ 91—92
„ 307	„ 575	„ 114—116

Aeußerungen des Ministers ergänzt, in einem der folgenden Abschnitte bringen. — — — Die Rede kam hiernach auf den General Steinmetz, von dem der Kanzler sagte, er sei tapfer, aber eigenwillig und über die Maßen eitel. Im Reichstage halte er sich immer in der Nähe des Präsidentenstuhls auf und stehe, damit man ihn, ~~am kleinen Fenster~~, hübsch sehen könne. Auch cockettire er, indem er ~~thue, als ob er~~ fleißig aufpasse und sich auf ein Papier Notizen mache. „Er denkt dabei ~~offenbar,~~“ so schloß diese kleine Charakteristik, „daß die Zeitungen davon Notiz nehmen und seinen Eifer loben werden. Irre ich nicht so hat er sich damit auch nicht verrechnet.“ Der Minister irrte durchaus nicht; die Presse hatte, wie gewöhnlich, was gewünscht und erstrebt wurde, zur Genüge gethan.

Die Damen in unserm Hause (ich meine das mit dem ethnographischen Kabinet) waren gar nicht scheu, eher das Gegentheil. Sie unterhielten sich mit uns, soweit wir französisch konnten, mit erfreulicher Unbefangenheit, ~~und die eine~~ beiläufig ein recht hübsches Mädchen, sah zuweilen ganz so aus, als ob sie ~~sich~~ wenn Pont à Monsson annectirt werden sollte — ~~was in der Familie als sicher angenommen zu werden schien~~ — von dem einen oder anderen unter uns heirathen lassen würde, ohne sich heftig dagegen zu sträuben.

Montag, den 22. August schrieb ich in mein Tagebuch:

„Früh mit Willisch wieder baden gegangen, bevor der Chef aufgestanden. Um zehn und ein halb Uhr werde ich zu ihm gerufen. Er fragt zuerst, wie mir's geht, und ob ich nicht auch Anfälle von Dyssenterie gehabt. Ihm wäre es in vergangener Nacht nicht gut gegangen. Der Graf und Dyssenterie? Gott behüte ihn davor. Es wäre schlimmer als eine verlorene Schlacht. Unsere ganze Sache käme darüber ins Wanken und Schwanken.“ — — —

viel schöner. Man könnte statt des Griechischen gleich das Russische einführen; das hätte auch einen unmittelbaren praktischen Nutzen. Da giebt's eine Menge Partikeln, die bei der Unvollkommenheit der Conjugation aushelfen müssen, und die achtundzwanzig Declinationen, die man früher hatte, waren auch was für's Gedächtniß. Jetzt giebt's zwar nur noch drei, aber dafür um so mehr Ausnahmen. Und wie werden die Stämme dabei verwandelt — von manchem Worte bleibt dann ein Buchstabe."

Wir reden von der Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage im Bundestage der fünfziger Jahre. Graf Bismarck-Bohlen, der inzwischen dazu gekommen ist, bemerkt, das müsse doch zum Einschlafen gewesen sein. — „Ja," sagt der Chef, „in Frankfurt schliefen sie bei den Verhandlungen mit offnen Augen. Ueberhaupt eine schläfrige, fade Gesellschaft, die nur genießbar wurde, wie ich als den Pfeffer dazu kam. Er erzählte dann eine anmuthige Geschichte von dem damaligen Bundestagsgesandten Graf Rechberg. „Einmal hatte der mir geradezu Grobheiten gesagt. Ich erwiderte, das wäre ja, um auf die Bockenheimer Haide hinauszugehen, wenn er das nicht zurücknähme. — Oder auch im Taxisschen Palais, welches sie dem Bundestag überlassen hatten. — Ich nehme niemals etwas zurück, sagte er etwas patzig. — Nun, dann müssen wir's so abmachen, und ich dächte gleich; der Garten da unten ist ganz geeignet dazu, erwiderte ich. Nur, damit man nicht sagen kann, daß ich meinen König so ohne Weiteres mit der Pistole vertrete, werde ich die Ursache unseres Zwistes hier aufschreiben, und Sie werden das lesen und der Wahrheit gemäß unterschreiben. Inzwischen — gleich hier neben an wohnt einer von unsern Offizieren, der mir den Gefallen thun wird, und Sie werden einen von den Ihrigen finden. — Ich zog die Klingel, ließ den Offizier bitten, sich

zu mir zu bemühen, und schrieb dann los, während er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging und — gluck, gluck, gluck — (er macht die Geberde des Trinkens) ein Glas Wasser nach dem andern hinuntergoß. Natürlich nicht aus Feigheit, sondern weil er sich überlegte, daß er doch seine Regierung erst um Erlaubniß bitten müsse. Ich schrieb ruhig weiter. Der Offizier kam und erklärte sich mit Vergnügen bereit. Ich bat ihn, einen Augenblick zu warten. Als ich wieder kam, sagte Rechberg, er werde sich's bis morgen überlegen, und ich gab mich damit zu frieden. Als er aber nichts von sich hören ließ am andern Tage, schickte ich den mecklenburgischen Gesandten, den alten Oertzen zu ihm, um ihn förmlich fordern zu lassen. Er wäre nicht zu Hause, hieß es. Nächsten Tags ging er noch einmal hin, und Rechberg war wieder nicht zu haben. Er hatte offenbar einen Brief nach Wien geschrieben und wartete noch auf die Antwort. Endlich kam Oertzen und hatte ihn gesprochen. Rechberg wäre bereit, es zurückzunehmen und mich um Verzeihung zu bitten — schriftlich oder mündlich, wie ich wollte; er würde auch zu mir kommen. — Da ging ich hin zu ihm, und die Angelegenheit wurde ausgeglichen."

Ich frage darauf nach der „berühmten" Cigarrengeschichte. — „Welche meinen Sie?" — „Die, wo Excellenz, als Rechberg Ihnen was vorrauchte, sich auch eine ansteckten." — „Thun, wollten Sie sagen. Ja, das war einfach. Ich kam zu ihm, als er arbeitete und dazu rauchte. Er bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich wartete eine Weile, als es mir aber zu lange wurde, und er mir kurze Cigarre anbot, nahm ich mir eine und ersuchte ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwundertem Gesicht auch gab. Aber es ist noch eine andere Geschichte der Art zu erzählen. Bei den Sitzungen der Militär-commission hatte als Rochow Preußen beim Bundestage

gebung ist gut gesinnt. Nicht von allen seinen Ministern läßt sich dasselbe rühmen. Dem Kriegsminister ist es ohne Zweifel ernstlich um einen glücklichen Ausgang des Krieges zu thun, und er leistet dafür sein Möglichstes. Man kann sich in dieser Hinsicht auf ihn verlassen und annehmen, daß er auch bei den Friedensbedingungen auf der rechten Seite stehen wird. ~~Graf Bray dagegen ist und bleibt ultramontan und österreichisch gesinnt. Er ist in seinem Interesse dem Kriege abgeneigt, wir haben ihm viel zu rasch Erfolge errungen, und sie gehen ihm viel zu weit. Mit Befriedigung würde er es sehen, wenn die Neutralen Schritte thäten, uns zu hemmen, und wenn er könnte, würde er solche Schritte unterstützen.~~

In Betreff einer etwaigen Neugestaltung der deutschen Verhältnisse, die sich aus der Waffengemeinschaft während des Kriegs im Sinne eines dauernden engern Zusammenschlusses auch ein Frieden entwickeln könnte, ist aus dem auch in dieser Hinsicht sehr zuversichtlichen Tone der Presse kein Schluß zu ziehen. ~~Daß Bray gegen einen Eintritt in den Nordbund sein würde, ist selbstverständlich. Aber auch andere~~ einflußreiche Persönlichkeiten ~~denken nicht daran oder~~ sehen ~~doch~~ die tüchtige Mitwirkung der Baiern bei den deutschen Siegen weniger als den Weg zu größerer Einigung Deutschlands als im Lichte einer Probe der Kraft Baierns und einer Befestigung seiner vollen Selbständigkeit an. Die nicht ultramontanen Particularisten nehmen ungefähr denselben Standpunkt ein. Sie sind erfreut über unsre Erfolge und stolz auf den Antheil, den Baiern daran hat. Sie bewundern die preußische Kriegführung und wollen wie wir Sicherstellung Deutschlands gegen fernere Angriffe von Westen her. Von einem Anschluß Baierns an den norddeutschen Bund, wie er jetzt gestaltet ist, mögen sie nichts wissen. In diesen Kreisen wird auch über die Vertheilung der

war weiß, dieser hatte die Farben der französischen Tricolore. Bei Tische war Bamberger zugegen. Der Chef sagte hier u. A.: „Wie ich sehe, geben Zeitungen mir die Schuld, wenn noch nicht bombardirt wird; ich wolle vor Paris nicht Ernst gemacht wissen, wolle keine Beschießung der Stadt. Unsinn! Zuletzt werden sie mich noch anklagen, daß ich unsre Verluste während der Cernirung verschuldet habe, die allerdings schon nicht unbedeutend sind. Denn wir haben hier bei den kleinen Gefechten mehr Leute verloren als wahrscheinlich ein großer Sturm gekostet hätte. Ich habe den gleich gewollt, ~~oder noch richtiger wäre es gewesen, Paris bei Seite zu lassen und weiter zu marschiren.~~“ — Es war dann die Rede davon, daß Offiziere vom Generalstab früher geäußert, die zwei oder drei Forts, welche man zum ersten Angriffsobject ersehen, werde man in etwa 36 Stunden überwältigen können. — Drauf wurde wieder von der Herberufung des Reichstags gesprochen, und der Chef bemerkte, das dem vielleicht das Zollparlament folgen werde. — Sonst war von den Tischgesprächen dieses Abends noch von Interesse, daß Bohlen erzählte, ein Beamter in Versailles — ich glaube, er sagte, ein Staatsanwalt — sei darüber betroffen worden, mit Paris in brieflicher Verbindung zu stehen. Auf welchem Wege, wisse man noch nicht; vielleicht durch einen geheimen Ausgang der Katakomben, die sich unter der Seine hin bis auf das diesseitige Ufer erstrecken sollten.

L. berichtet Abends, daß Bamberger, bis zum Ausbruch des Kriegs preußischer Konsul in Paris, bestimmt sei, die Redaction des „Moniteur“ zu übernehmen, und giebt mir eine Charakteristik des Herrn. — — — Etwa um neun Uhr heißt es im Bureau, daß Thiers wieder draußen auf dem Vorsaal. Ich sehe ihn noch einmal, bevor er zum Chef in den Salon geht, wo er bis nach elf Uhr verweilt. Man sagt, er wolle morgen wieder nach

Uhr da, und der Chef begab sich, nachdem jener sich wieder entfernt, zum Könige. Später speiste er beim Kronprinzen, wo auch der inzwischen eingetroffene Großherzog von Baden dinirte.

Vor Tische besuchte ich wieder H. und seine Leutenants, die jetzt in einem Schlößchen an der Straße bei Chesnay einquartirt waren, welches dem bekannten Pariser Arzte D. Ricord gehörte. Man war so lustig und zum Scherz aufgelegt wie früher, und die Sehnsucht nach dem Beginn des Bombardements war auch noch vorhanden. — — —

Abend einen Brief des Herzogs von Coburg an seine Gemahlin gelesen, der aus der „Coburger Zeitung" in das „Frankfurter Journal" übergegangen ist. Es heißt darin: „Vorgestern (es ist der Ausfall vom 21. October gemeint) hatten wir ein sehr ernsthaftes Gefecht; Alles war ausgerückt; unsere tapfern Truppen haben den weit überlegenen Feind zurückgeworfen. Leider konnten wir gar keine Artillerie entwickeln, da wir im dichten Walde stehen und mit Feldgeschützen nichts ausrichten können gegen die Geschütze des Forts, die uns mit Projectilen aller Art überschütteten." Wir und uns — ich hoffe, daß dieß die Leser der „Coburger Zeitung" nicht geängstigt hat. Der Herzog war nicht in Schußweite, er war es während dieses Krieges überhaupt niemals.

Mittwoch, den 9. November. Trüber, wolkiger Tag. Ich schrieb einen Artikel. Dann wurden wie gewöhnlich Zeitungen gelesen, angestrichen und ausgezogen. Dabei stieß ich in der Kölnerin vom 5. d. M. auf ein anmuthiges Seitenstück zu dem Dictum: „Der Zahn der Zeit hat die Mauer mit Moos bevölkert." Ein Liebhaber von Bildern schrieb: „Das große Grab bei Sedan, dessen graue Lippen sich donnernd über der Größe Frankreichs schlossen." Well roared, lion!

Der Minister wünscht, daß ich mich nach den Antecedentien

sich für die Schonung verwendet hätten. Heute hatte man bei ihnen — nach welchen Nachrichten oder Anzeichen, unterließ ich zu fragen — einen großen Ausfall der Pariser erwartet. Ich sage ihnen, daß ein solcher Versuch jetzt nicht mehr so viel auf sich habe, wie vorige Woche, da Prinz Friedrich Karl mit seinen Truppen schon bei Rambouillet eingetroffen sei.

Bei Tische ist Graf Waldersee anwesend. Der Chef klagt wieder, daß ihn die Militärs ~~nicht schnell genug und~~ nicht von allem Wichtigen in Kenntniß setzen. Nach langem Bitten erst habe er verlangt, daß man ihm wenigstens die Sachen schicke, die den Deutschen Zeitungen telegraphirt würden. 1866 sei das anders gewesen. Da sei er zu allen Berathungen hingezogen worden, und ~~mehrmals habe seine Meinung den Ausschlag gegeben. So z. B. habe er bemirkt, daß der Frontangriff auf Wien unterblieben und der Weg nach der ungarischen Grenze eingeschlagen worden~~. „Und so gehört sich's, schloß er seine Rede. „Es verlangt das mein Gewerbe: ich muß schon darum unterrichtet sein von den militärischen Vorgängen, damit ich zu rechter Zeit Frieden schließen kann."

Donnerstag, den 17. November. Delbrück, der zwei oder drei Häuser von uns nach der Avenue de Saint hin wohnte, reiste heute, nachdem er noch mit uns gefrühstückt, nach Berlin zurück, wo der Reichstag eröffnet werden sollte. Beim Frühstück erfuhr man auch, daß Keudell gewählt worden sei, aber bald wieder bei uns eintreffen werde. Vorher hatte ich mehrere französische Ballonbriefe durchgesehen, desgleichen eine Anzahl von Pariser Zeitungsblättern, u. A. die „Patrie vom 10. mit interessanter Polemik Abouts gegen die Provisorische Regierung — ungefähr dieselben Gedanken, die neulich der „Figaro" entwickelte, die „Gazette de France" vom 12. und die „Liberté" vom 10. Später schickte ich eine Uebersetzung des Briefes

Was die beiden Hälften dieser Doppelnatur vereinigt sowie der jetzige Zweck ihres Besuches, bleibt in Dunkel gehüllt. Man sprach dann von einem Herrn, der aus Verzweiflung über die Art gewisser Persönlichkeiten im Hotel des Reservoirs unter die Demokraten gehen wolle oder schon gegangen sei. — — —

Mittwoch, den 23. November. Heute früh sagte ich zu einem der Räthe: „Nun, wissen Sie, wie es mit den baierischen Verträgen steht. Heute Abend wird die Sache wohl geordnet sein.“ „Ja,“ lautete die Antwort, „wenn nicht noch etwas dazwischen kommt, und das braucht an sich nichts Bedeutendes zu sein. Wissen Sie, woran der Vertrag noch kürzlich beinahe gescheitert wäre?“ — „Nun? — An der Frage: Ob Kragen oder Epauletten.“ Ich konnte, da ich abgerufen wurde, mir in dem Augenblicke das Räthsel, das hierin lag, nicht lösen lassen. Später erfuhr ich, daß es sich um die Frage gehandelt, ob die baierischen Offiziere ihre Rangabzeichen künftig wie bisher an den Kragen, oder wie die norddeutschen auf den Schultern tragen sollten. — — — Bei Tische befanden sich unter uns eine Husarenuniform mit der Genfer Binde und eine Infanterieuniform mit Achselschnuren, von denen jene den schlesischen Grafen Frankenberg, einen großen stattlichen Herrn mit röthlichem Vollbart, diese den Fürsten Putbus schmückte. Beider Verdienste waren mit dem eisernen Kreuze belohnt. Die Gäste sprachen davon, wie lebhaft man in Berlin nach dem Bombardement verlange und über dessen Verzögerung murre. Das Gerücht, daß hohe Damen eine von den Ursachen des Zauderns seien, scheint ~~noch ihnen jetzt~~ allgemein verbreitet zu sein. — — — ~~Der Chef erklärte wieder, daß er die Cernirung von Paris für einen Mißgriff halte. Er sagte u. A.: „Ich habe diese Einschließung überhaupt niemals gern gesehen. Wäre sie unterblieben, so wären wir jetzt weiter, oder wir hätten doch~~

Eine solche Kritik Moltke's von Seiten eines Laien macht noth-

~~eine bessere Stellung vor Europa, bei dem er uns gewiß nichts genutzt hat, daß wir jetzt acht Wochen vor Paris liegen.“ — „Wir hätten Paris bei Seite lassen sollen. Die Franzosen mußten im offnen Felde aufgesucht werden. Wollte man's aber anders, dann auch so bald wie möglich schießen. Meine so, denn so.“ — — —~ Putbus erzählte dann, indem das Gespräch auf die Behandlung der französischen Landbevölkerung kam, daß ein baierischer Offizier ein ganzes schönes Dorf niedergebrannt und den Wein in den dortigen Kellern auslaufen zu lassen befohlen habe, weil die Bauern des Ortes sich verrätherisch betragen hätten. Jemand anders bemerkt dazu, daß die Soldaten irgendwo einen über Verrath ertappten Curé ganz fürchterlich durchgeprügelt haben sollten. Der Minister lobte wieder die Energie der Baiern, fügte dann aber mit Bezug auf den zweiten Fall hinzu: „Man muß die Leute entweder so rücksichtsvoll als möglich behandeln, oder unschädlich machen. Eins von beiden.“ Und nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Höflich bis auf die letzte Galgensprosse, aber gehenkt wird er Grob darf man nur gegen seine Freunde sein, wo man überzeugt ist, daß sie's nicht übel nehmen. Wie grob ist man zum Beispiel gegen seine Frau!“

Es wird vom Herzog von Coburg gesprochen, dann vom Aquäduct von Marly und davon, daß er von den Kugeln des Forts nicht erreicht werde, zuletzt auf die Anregung des Fürsten Putbus von einer Marquise della Torre, die nach dessen Bericht „eine etwas orageuse Vergangenheit hinter sich hätte, das Lagerleben liebe, mit Garibaldi vor Neapel gewesen sei und sich seit einiger Zeit hier befinde, wo sie mit der Genfer Kreuzbinde umhergehe. — — — Jemand erwähnte das bei Bleibtreu bestellte Gemälde, und das brachte einen andern Tischgenossen auf die Skizze zu einem

marschirten dann an dem Oberfeldherrn vorüber, und obwohl ihnen befohlen war, sich ruhig zu verhalten, riefen alle nochmals: ‚Es lebe Kératry.‘ Des Abends sprachen die Generalstabsoffiziere dem Grafen ihren Dank aus. Der Gnadenact desselben hat auf die Truppen einen tiefen Eindruck gemacht. Er wird, wie ich hoffe, ein noch unerschütterlicheres Vertrauen auf ihn zur Folge haben.“ — Das lächerlich comödiantenhafte Wesen der gegenwärtigen französischen Gewalthaber kann nicht besser charakterisirt werden, als durch Wiedergabe dieses Actes, und die braven französischen Soldaten sind zu bedauern, daß sie für solche eitle Theaterhelden und die Fortdauer ihrer Herrschaft kämpfen müssen.“

Nur als ein Beispiel, wie unsere Diener in Betreff der Verzögerung des Bombardements gestimmt sein mögen, und als Probe der ~~Ausdrucksweise~~ Mythen, die sich in diesen Kreisen bilden, verzeichne ich Folgendes. Als ich heute das letzte Mal aus der Etage des Chefs die Wendeltreppe nach meiner Stube hinaufstieg, rief mir Engel vergnügt nach: „Herr Doctor, nun wird's gut, nun wird's bald alle mit Paris.“ — „Wie so? Ich denke, das kann noch lange dauern. Sie wollen ja nicht schießen.“ — „Nein, Herr Doctor, ich weiß es, darf es aber nicht sagen.“ — „Na, sagen Sie nur los.“ — Da flüsterte er mir über's Treppengeländer herauf zu: „~~Krausnik ist heute beim Kriegsminister gewesen. Da haben's die Diener (er dachte dabei wohl an eine durchs Schlüsselloch sich ins Vorzimmer ergießende Quelle) gehört, wie unser Herr Minister zum König gesagt hat: ‚Majestät, Sie wollen ja nicht, daß bombardirt wird.‘ — ‚Was, sagt der König, ich wollte nicht? Ich will wohl, aber mein Sohn, der will nicht.‘ — ‚Nun,‘ hat da unsere Excellenz gesagt, dann befehlen Euer Majestät, daß an-~~

(das konnte die armen Kanzlei-diener noch heut um Amt u. Brod bringen, u. schlimmer!)

geben sollen. Dritthalb Millionen Franken, die Zinsen davon, das würde eine schöne Aufbesserung seines Gehaltes sein, der nur hunderttausend Franken beträgt. Aber wie ich mir's näher überlegte, ging es doch nicht. Es schickt sich nicht, es ist eines großen Staates nicht würdig, wenn seine Gesandten zur Miethe wohnen, wenn sie Exmissionen ausgesetzt sind, und wenn bei einem Umzug Staatsschriften in Karren über die Straße gefahren werden. Wir müssen eigne Häuser haben, und wir sollten überall welche haben." — „Mit dem in London hat es ~~übrigens~~ eine eigne Bewandtniß. Das gehört dem Könige, und es kommt da ganz auf die Energie an, mit welcher der betreffende Botschafter sein eignes Interesse wahrzunehmen weiß. Es kann da geschehen, daß der König gar keine Miethe kriegt, und — es geschieht bisweilen wirklich." — — — Der Chef lobte Napier, den früheren englischen Gesandten in Berlin. „Es ging sich sehr gut mit ihm um," bemerkte er. „Auch Buchanan war gut, ~~zwar ein wenig~~ trocken, aber ~~äußerst~~ zuverlässig. Jetzt haben wir Loftus. Die Stellnng eines englischen Gesandten in Berlin hat ihre besondern Aufgaben und Schwierigkeiten, schon wegen der verwandtschaftlichen Verhältnisse. Sie verlangt viel Takt und Aufmerksamkeit." (Wohl eine stillschweigende Andeutung, daß Mr. Loftus dieses Verlangen nicht erfülle.) Der Minister lenkte dann (~~offenbar um der Unbeholfenheit des dermaligen Vertreters Ihrer Britischen Majestät noch deutlicher zu bezeichnen~~) die Rede auf Grammont, wobei er sagte: „Der und Ollivier sind mir auch die Rechten. Wenn mir das passiert wäre, so wäre ich in ein Regiment getreten, meinetwegen auch Franctireur geworden, und wenn ich darüber gehenkt worden wäre. Der große, starke, ~~umgeschlachte~~ Grammont paßte ganz gut zum Kriegsgewerbe." — Russell erwähnte, wie er ihn in Rom in einem blauen Sammetanzuge auf der Jagd

gesehen. — „Ja," versetzte der Chef, „ein guter Jäger ist er. ~~Dazu hat er den robusten Muskelbau~~. Er würde einen tüchtigen Revierförster abgegeben haben. Aber als Minister des Auswärtigen — man begreift kaum, wie Napoleon ihn dazu nehmen konnte."

L. berichtet Abends, daß er heute zwei mit acht Pferden bespannte Belagerungsgeschütze durch Versailles habe gehen sehen, wahrscheinlich nach einer Batterie bei Sèvres oder Meudon.

Beim Thee erzählte Bohlen, daß Hatzfeld gestern zur königlichen Tafel eingeladen worden ~~und sich darüber nicht erfreut geäußert habe~~. Da habe Abeken wehmüthig gesagt: „~~Sie beklagen sich darüber, Andere freuten sich~~. Mir ~~z. B.~~ ist noch nie das Glück zu Theil geworden, zur Tafel befohlen zu werden, ich komme immer nur zum Thee hin." — Um zehn Uhr kam der Minister zu uns. Er sprach wieder vom Bombardement und sagte: „~~Ich habe gleich nicht gewollt, daß man Paris einschließe. Ja,~~ wenn es richtig war, was der Generalstab noch in Ferrières behauptete, daß sie ein paar Forts in drei Tagen zusammenschießen und dann gegen die schwache Enceinte vorgehen konnten, so war es gut. Aber ~~daß man durch sechzigtausend ordentliche Truppen über zweimalhunderttausend festhalten ließ, war ein Fehler~~" — Bis Sedan ein Monat, hier drei Monate schon; denn morgen ist der erste December. ~~Telegraphirten wir gleich nach Sedan um Belagerungsgeschütz, so wären wir drin und hätten keine Intervention der Neutralen gehabt. Hätte ich das vor drei Monaten gewußt, so wäre ich in großer Sorge gewesen~~. — — — Später kam Abeken vom Könige zurück, dem er schon seit einiger Zeit statt des Kanzlers Vortrag hält. Er hatte gehört, daß heute drei Ausfälle stattgefunden, einer gegen die Würtemberger, einer gegen die Sachsen und der dritte gegen das sechste Corps.

(nur nicht Kritik gegen Moltke!)

+ [illegible]

es dauert zu lange

+ die Gefahr einer Intervention der Neutralen wächst mit jedem Tage. Sie fängt freundschaftlich an u. kann sehr übel enden.

wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend — einer von den hitzigen Hochblonden," über die er sich dann weiter verbreitete. „Als österreichischer Diplomat damaliger Schule freilich durfte er's mit der Wahrheit nicht genau nehmen. So erinnere ich mich — einmal erhielt er eine Depesche, in der er angewiesen wurde, mit uns die besten Beziehungen zu pflegen und das zu unterstützen, was wir beantragten, zu gleicher Zeit aber eine andere, in welcher das stricte Gegentheil von ihm verlangt wurde. Nun kam ich zufällig zu ihm, und aus Versehen gab er mir die zweite zu lesen. Ich merkte bald, was sie enthielt, und las sie ganz durch. Dann hielt ich sie ihm wieder hin und sagte: ‚Verzeihen Sie, Sie haben mir die falsche gegeben.' Er war sehr verblüfft. Ich aber tröstete ihn, ich werde aus seinem Vergreifen keinen Nutzen ziehen und es nur zu meiner persönlichen Information behalten." — „Der dritte aber, Prokesch, war gar nicht mein Mann. Der hatte aus dem Orient die niederträchtigsten Intriguen mitgebracht. Der wußte nichts von Ehre und Wahrheit. Er war ein durch und durch verlogener Patron. Ich entsinne mich, einmal, in einer großen Gesellschaft, wurde von irgend einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ichs hören sollte, mit erhobner Stimme: ‚Wenn das nicht wahr wäre, da hätte mich ja das kaiserlich-königliche Kabinet mit einer Perfidie beauftragt, da hätte ja Seine kaiserliche apostolische Majestät (er betonte das Wort stark) gelogen!' Dabei sah er mich an. Ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: ‚Allerdings, Excellenz.' Er war offenbar erschrocken, und als er sich umsah und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das mir Recht gab, wendete er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tische aber hatte er sich erholt. Da kam er auf

in die Stadt hinein, oder es zerbringt; freilich kann's auch glücken, und dann die Kugel bis zu uns nach Versailles fliegen."

Man fragte dann, wie es mit dem Kaiser von Deutschland stehe, nnd der Chef äußerte u. A.: „Wir haben viel Mühe dabei gehabt mit Telegrammen und Briefen. ~~Aber die größere Hälfte hat doch der Holnstein gemacht. Ein sehr geschickter Mann, auch gar nicht vom Hofwesen eingenommen und verdorben~~" Putbus fragte, was er denn eigentlich sei. — „Oberstallmeister. Er hat ~~sich sehr gefällig und eifrig gezeigt und~~ eine Tour nach München und wieder zurück in sechs Tagen gemacht. Dazu gehört viel guter Wille. Freilich hat er auch die Körperconstitution dazu. — Ja nicht ~~einmal~~ blos München, sondern Hohenschwangau. ~~Und dort mit seinem Könige, der eben von einem Zahngeschwür operirt ist und mit Chloroform.~~ — ~~Aber auch~~ der König Ludwig hat zur raschen Erledigung der Sache wesentlich beigetragen. Er hat den Brief gleich angenommen und ohne Aufschub beantwortet. ~~Er konnte ja sagen, erst müsse er frische Luft schöpfen nach der Krankheit — im Gebirge, und dann nach drei, vier Tagen antworten.~~" — — —

Ich weiß nicht, über welche Mittelglieder das Gespräch zu den Begriffen Swells, Snobs und Cockneys gelangte, die dann ausführlich besprochen wurden. Der Chef bezeichnete einen Herrn von der Diplomtie als Swell und bemerkte dann: „Das ist doch ein schönes Wort, welches wir im Deutschen nicht wiedergeben können. Ja Stutzer, aber es enthält zugleich die gehobne Brust, die Aufgeblasenheit. Snob ist was Anderes, was sich bei uns aber auch nicht recht ausdrücken läßt. Es bezeichnet verschiedene Dinge und Eigenschaften doch vorzüglich Einseitigkeit, Beschränktheit, Befangenheit in lokalen oder Standesansichten, Philisterei. Ein Snob ist etwa ein Pfahlbürger. Doch paßt das nicht ganz. Es kommt noch Befangen-

— wahrscheinlich, um den Friedensschluß zu beeinflussen." — „Ich glaube überhaupt," fuhr er fort, „daß Frankreich für die nächste Zukunft in verschiedene Theile zerfallen wird — in Parteien ist es schon. Sie sind in den verschiedenen Gegenden sehr verschiedener Meinung, in der Bretagne Legitimisten, im Süden rothe Republikaner, anderswo gemäßigte, und die reguläre Armee gehört noch dem Kaiser, wenigstens die Mehrzahl der Offiziere. Es kann kommen, daß jeder Theil seiner Ueberzeugung folgt, ein republikanischer, einer, wo die Bourbonen, einer, wo die Orleans die meisten Anhänger haben, und dann die Leute Napoleons — Tetrarchen von Judäa, Galiläa u. s. w."

Der Kronprinz äußerte, es hieße, Paris müsse unterirdische Verbindungen mit der Außenwelt haben. Der Chef glaubte das auch und sagte: „Lebensmittel wird es auf dem Wege nicht bekommen, wohl aber Nachrichten. Ich habe schon gedacht, ob es nicht möglich wäre, die Katakomben durch die Seine mit Wasser zu füllen und so wenigstens die tieferliegenden Quartiere der Stadt zu überschwemmen. Die Katakomben gehen ja unter der Seine weg." — Bucher bestätigte das letztere, er sei in den Katakomben gewesen und habe da an verschiedenen Stellen Seitengänge bemerkt, in die man aber niemand hineingelassen habe. — Dann meinte jemand, wenn Paris jetzt genommen würde, so müßte das auch auf die Stimmung in Baiern wirken, von wo die Nachrichten wieder einmal nicht gut lauteten. Bray sei zweideutig, habe kein deutsches Interesse, neige zu den Ultramontanen hin, habe eine Neapolitanerin zur Frau und fühle sich am Wohlsein in seinen Erinnerungen an Wien, wo er lange gelebt habe. „Der Deus in den obern Regionen ist immer der König," sagte der Chef, „aber der ist, wie es scheint, kränklich, und wer weiß was noch geschieht." — — — Das Gespräch wendete sich einer andern

fürstlichen Persönlichkeit zu, die als sehr preußenfeindlich, aber als ~~sehr~~ alt und gebrechlich geschildert wurde, ~~nun sehr gefährlich für die deutsche Sache zu sein~~. „Er trägt sehr wenig Natur mehr an sich," wurde bemerkt. — „Das bringt mich auf den ~~Grafen Adlerberg~~," sagte der Minister, „der hatte auch so ziemlich Alles falsch an sich, Haare, Zähne, Waden, ein Auge. Wenn der sich früh anziehen wollte, lag die größere Hälfte ~~und die bessere~~ von ihm neben dem Bette auf Stühlen und Tischen herum Es war wie mit dem Neuverheiratheten in den Fliegenden Blättern, als die Braut sich auszog und die Haare dahin, die Zähne dorthin legte, andere Theile anderswohin. ~~Da sagte der Bräutigam: „Aber Joan bleibt denn nun für mich?"~~ Adlerberg sei übrigens, so fuhr er fort, sehr langweilig gewesen, und es sei seine Schuld, wenn die Gemahlin des Chef einmal bei einem diplomatischen Essen, wo man sie zwischen Adlerberg und Stieglitz gesetzt, in Ohnmacht gefallen sei. „Sie hat nämlich die Gewohnheit, wenn sie große Langeweile empfindet, in Ohnmacht zu fallen," fuhr er fort, und deßwegen nehme ich sie nicht zu diplomatischen Diners mit." — „Da machen Sie den Herren Diplomaten ein schönes Compliment" erwiderte der Kronprinz.

Der Chef erzählte dann, daß die Wache an der Wohnung des letzteren, ein Pole, ihn neulich Abends nicht habe ins Haus lassen wollen; erst als er sich mit ihm auf polnisch verständigt, sei der Mann anderen Sinnes geworden. „Auch im Lazareth," setzte er hinzu, „versuchte ich vor ein paar Tagen mit polnischen Soldaten zu sprechen, und sie sahen sehr verklärt aus, als sie den Herrn General ihre Muttersprache reden hörten. Schade, daß ich damit nicht fortkonnte und mich abwenden mußte. Es wäre freilich gut, wenn ihr Feldherr mit ihnen sprechen könnte." — „Bismarck, da kommen Sie mir wieder

Der Kronprinz muß sicher bleiben daß nicht gedruckt wird was er als Gast an meinem Tische spricht! Verfänglichs wenigstens!

mit dem, was Sie mir schon mehrmals gesagt haben," erwiderte lächelnd der Kronprinz. „Nein, ich mag aber nicht, ich will's nicht lernen. ~~Ich mag sie einmal nicht.~~" — ~~„Aber es sind [illegible] gute Soldaten, Königliche Hoheit,~~" entgegnete der Kanzler, ~~„und brave Leute, wenn man ihnen beigebracht hat, daß es schön ist, sich zu waschen, und daß sie nichts mitgehen lassen dürfen. — Kronprinz: „Ja, aber wenn sie den Soldatenrock ausgezogen haben, sind sie die Alten wieder, und im Grunde sind und bleiben sie uns doch feind." — Chef: „Das Letzte gilt doch nur von den Edelleuten und den Tagelöhnern und was dahin gehört.~~ So ein Edelmann, der selber nichts hat, füttert eine Menge Leute, Diener aller Art, die auch Schlachtschitzen sind, aber seine Bedienten, Vögte, Schreiber machen. Die hat er für sich, wenn er aufsteht, und die Tagelöhner, die Komorniks. Die freien Bauern thun nicht mit, auch wenn der Priester, der immer gegen uns ist, sie aufwiegelt." — „Das haben wir in Posen gesehen, wo die polnischen Regimenter ~~nur~~ deshalb weggezogen werden mußten, weil sie gegen ihre Landsleute zu grausam waren." — „Ich erinnere mich, nicht weit von unsrer Gegend, in Pommern, war einmal ein Markt, wo viele Kassuben sich eingestellt hatten. Da kam's bei einem Handel zum Streit, weil ein Deutscher zu einem Kassuben gesagt hatte, ~~er wolle ihm die Kuh nicht verkaufen, weil er ein~~ Pole wäre. Der nahm das sehr übel. ‚Du sagst, ich bin Polack, nein, ich bin Prussack wie Du,' und daraus entwickelte sich, indem andere Deutsche und Polen sich hineinmischten, die schönste Prügelei." — Der Chef führte dann in diesem Zusammenhange noch hinzu, daß der große Kurfürst so gut polnisch wie deutsch gesprochen hätte, und die späteren Könige hätten gleichfalls polnisch verstanden. Erst Friedrich der Große habe sich damit nicht abgegeben; der habe aber auch besser französisch wie deutsch

mehr

feindlich sind uns nur die Edelleute u. ihre Diener

daß er nie

Weihnachtsbaum, und daneben befindet sich ein Etui mit zwei Bechern, einem im Stil der Renaissance und einem von Tulaez Arbeit. Beide, jeder nur zwei große Schlucke haltend, sind Geschenke der Gräfin für ihren Gemahl. Dieser läßt sie zur Ansicht herumgehen und bemerkt dazu: „Ich bin so ein Bechernarr, obwohl es eigentlich keinen Zweck hat. Denn wenn ich sie auf dem Lande habe und nicht dabei, so stehlen sie mir sie zuletzt, und in der Stadt kümmere ich mich nicht darum."

Dann äußerte er zu Beckedorf, er wäre doch eigentlich langsam avancirt, und fuhr darauf fort: „Wenn ich Offizier geworden wäre — ich wollte, ich wäre es — so hätte ich jetzt eine Armee, und da stünden wir nicht vor Paris." Er begründete dann seine Ansicht, daß es ein Fehler gewesen, sich mit der Einschließung von Paris aufzuhalten. Daran aber knüpfte er die weitere Auseinandersetzung an den Operationen der letzten Wochen, daß man mit den Armeen so weit nach Norden und Südwesten gezogen sei und noch weiter zu gehen sich anschicke. „Wenn sie nun von Rouen und Tours zurückmüssen," sagte er, „so sind das in den Augen der Franzosen lauter Niederlagen. Es ist unpraktisch, daß sie überall hingehen, wo sich wieder ein Haufen angesammelt hat. Man sollte innerhalb einer gewissen Grenze bleiben." — „Sie antworten mir freilich, dann würden die Franzosen sich weiter hinaus organisiren. Das werden sie aber auch thun, wenn wir weiter marschiren, und so müßten wir zuletzt bis an die Pyrenäen und das Mittelmeer nachrücken." — „Ich dachte schon, als wir noch in Mainz waren, das Beste wäre, wir nähmen weg, was wir behalten wollten, und besetzten noch etwa fünf Departements als Pfand für die Kriegskosten und ließen sie dann den Versuch machen, uns aus unserer Stellung zu vertreiben." —

Mark?

Ich kenne nicht die militärischen Operationen, die dem zu Grunde liegen, aber mir scheint, daß wir gewinnen sind, wenn man erst dann Frieden macht, wenn der Feind will, aber nicht kann!

Beckedorff meinte jetzt wäre wohl das Beste, daß man bei einem etwa für gut befundenen Rückzuge soviel Geld mitnähme, als irgend zu bekommen, und die Städte verbrennte; auch Paris müßte niedergebrannt werden.

An dieses Thema knüpften sich weitere Besprechungen der Kriegführung, wobei der Chef meinte: „Es ist mitunter nicht so sehr die Führung, welche die Schlachten bei uns beginnt und lenkt, als die Truppen selber. Wie bei den Griechen und Trojanern. Ein paar Leute sprechen einander Hohn, es kommt zu Schlägen zwischen ihnen; Lanzen werden geworfen, Andere laufen herzu und werfen und schlagen auch, und so giebts endlich eine Schlacht. Erst schießen sich die Vorposten ~~ohne Noth~~, darauf rücken Andere, wenn es gut geht, nach, zuerst commandirt ein Unteroffizier eine Gruppe, dann kommt der Leutnant mit mehr Leuten nach, dann das Regiment, und zuletzt muß der General nach mit allem, was er hat. So entspann sich die Schlacht bei Gravelotte, die eigentlich erst den 19. stattfinden sollte. Bei Vionville war's anders. Da mußten sie sich den Franzosen entgegenwerfen wie ein Packan. ~~Bei Saint-Privat griff die Garde aus reinem Uebermuth auf die Sachsen unvernünftig an und schob dann, als es nicht ging, die Schuld auf die sächsischen Truppen, die gar nicht schneller kommen konnten bei dem weiten Marsch, und die sie dennoch mit bewundernswerther Tapferkeit herausgehauen haben.~~

Beckedorff erzählte hierauf, daß er bei Wörth zweimal verwundet worden, einmal zwischen Nacken und Schulterblatt, und zwar offenbar durch eine Explosivkugel, sodann am Knie. Er sei vom Pferde gesunken und liegen geblieben. Da hätte aus geringer Entfernung ein Zuave oder Turko, an einem Baum gelehnt, nach ihm geschossen und ihn am Kopfe gestreift. Desgleichen hätte eine andrer von diesen Halbwilden sich auf

mals gewählten Aussichtspunkt in Ville d'Avray, wo wir dem Bombrrdement zusahen. Es schien in Paris an zwei Stellen zu brennen, da dicke Rauchwolken aufstiegen. — — — Abends Depeschen gelesen, desgleichen Concepte. Es sind zur Herbeischaffung von Proviant für Paris 2800 Achsen der deutschen Eisenbahnen in Anspruch genommen worden, wogegen der Chef energisch Verwahrung eingelegt hat, da es politisch nachtheilig sei d. h. dadurch das Bewußtsein der Pariser Machthaber, alle Vorräthe der Stadt ohne die Befürchtung vor Noth im letzten Augenblicke erschöpfen zu können, das endliche Nachgeben derselben verzögert werden würde. — — — Ein Brief des Königs von Schweden, an einen Commandanten Verrier in Erfurt gerichtet, soll als unbestellbar zurückgehen. Die uns bekanntermaßen wenig wohlwollende schwedische Majestät sagt darin — ~~beiläufig in üblem Französisch und mit vielen orthographischen Fehlern~~, — sie sei betrübt, „mit gekreuzten Händen" dem Kampfe zusehen und „ihr Brod in Frieden essen" zu müssen. „Nous nous armons tardivement, hélas! mais avec vigneur, et j'espère que la jour de vengeance arrivera." — Vengeance? Wofür hätte sich den Schweden an uns zu rächen? — — — ~~In Rumänien scheint Fürst Karl es bei den dortigen Rothen nicht mehr aushalten zu können und an Abdankung und Abreise zu denken. „Wir haben kein politisches Interesse an Rumänien." — Der Chef hat eine Vorstellung an den König gerichtet, in der er aus politischen Gründen, d. h. weil wir nur so die Ordnung in den von uns besetzten Theilen Frankreichs aufrecht erhalten und die Occupation gehörig ausnutzen könnten, Vorschläge zur Beschränkung des Kriegstheaters macht; desgleichen eine Anregung zur Kündigung der Genfer Convention, die unpraktisch sei.~~ — Bonnechose hat auf Veranlassung des Papstes einen Brief an König

der hier befehligte, uns einen Soldaten als Führer und Begleiter mitzugeben. Zuerst begaben wir uns nach der grenzlich verwüsteten Apotheke vorüber, neben der ein Posten den Zugang zu dem vor einigen Wochen hier entdeckten ungeheuren Weinlager hütete, nach einer gewaltigen Barrikade, die den Ausgang der Straße nach der Seine hin sperrt. Sie besteht aus Tonnen und Fässern, die mit Erde und Steinen gefüllt sind, sowie aus allerlei Hausrath, ~~Kommoden von Mahagony, Kleiderschränken, gepolsterten Armsesseln, Stühlen, eine Badewanne von Blech oder Zink u. dgl.~~ Dann suchten wir auf der nach Malmaison hinausführenden schmalen Gasse das Haus, das unser eigentliches Ziel war. Dieselbe hatte gleichfalls mehrere Barrikaden mit Gräben, und das Seitengäßchen, das etwa in ihrer Mitte links nach dem Flusse hinausführt, hatte deren ebenfalls. Auch die Häuser, sämmtlich unbewohnt und zum Theil von Granaten beschädigt, waren zur Vertheidigung eingerichtet. Von Möbeln war in ihnen wenig zu sehen. Wir umgingen die erste Barrikade der Straße, indem wir auf einem Bretersteig durch das Fenster des danebenstehenden Hauses zur Linken hinein und durch die Hausthür jenseits des Barikadengrabens wieder hinauswandelten. Eine zweite kleine Schanze wurde auf ähnliche Weise rechts umgangen. Wo die Straße auf die Chaussee am Strome mindet, deren Pflaster aufgerissen war, sahen wir ein drittes System von Verrammelungen und Gräben vor uns, ~~die vielbesprochne „musikalische" Barrikade, in der nicht weniger als sechs Pianinos stecken sollen. Sie danach zu untersuchen, war nicht gestattet.~~ Wir durften uns hier ~~überhaupt~~ vor den Galliern draußen auf dem Mont Valérien nicht blicken lassen, weil sie dann gleich mit einem halben Dutzend ihrer Granaten bei der Hand sind. Ich entdeckte hier drei oder vier Häuser weiter den kleinen grünen Balkon, den uns H. als Wahrzeichen

aus sechs Departements bestehenden Gebietscomplexes ernannt worden ist. Beim Thee wird erwähnt, daß die Beschießung von Paris oder vielmehr seiner Forts auch von der Nordseite her begonnen hat und guten Erfolg zeigt. In Vaugirard und Grenelles hat es Feuersbrünste gegeben — woher vielleicht der Rauch, den wir gestern von den Hügelrücken zwischen Ville d'Avrag und Sèvres aufsteigen sahen. Keudell meint, ich solle das doch dem Chef noch mittheilen. Ich gehe drei Viertel auf elf Uhr zu ihm hinauf. Er dankt, fragt aber dann: „Welche Zeit ist es jetzt?" Ich antworte: „Bald elf Uhr, Excellenz." Er erwiderte: „Sagen Sie doch Keudell, er soll nun das Schreiben an den König machen, von dem ich mit ihm gesprochen hätte." ~~Ich erfahre dann unten, daß es eine Beschwerde darüber ist, daß die Milicen ihm, dem Minister, Dinge, die er schon um zwei Uhr von Civilisten erfahren, um elf Uhr noch nicht mitgetheilt haben.~~

Sonntag, den 8. Januar. Früh einen Sieg bei Vendome und die Nachricht von dem guten Fortgang des Bombardements telegraphirt, dann für den „Moniteur" einen Hinweis auf die verlogene Ruhmredigkeit gemacht, mit der Faidherbe sich wieder einen Sieg über unsere Truppen zuschreibt, während er doch wieder den Rückzug anzutreten gezwungen worden ist. — Der Chef scheint sich seit einigen Tagen einen Vollbart wachsen zu lassen. Delbrück erwähnt beim Frühstück, daß er 1853 in Nordamerika gewesen und bis nach Arkansas gekommen. — ~~Wagner erzählt, daß der Bundeskanzler, bevor er Minister geworden, ein fleißiger Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" gewesen sei.~~ — Nachmittags ist Prinz Hohenlohe beim Chef, um ihm über den Gang und Erfolg des Bombardements Bericht zu erstatten — wohl schon Wirkung der Beschwerde.

— „Nun wie viele sind Ihnen denn einberufen worden?“ — „~~Ei, nun~~ einige vierzig, Majestät.“ — Lehndorff gab dann eine Geschichte zum Besten, wie der Kronprinz einmal einer Einladung zur Jagd gefolgt. Da hätte man ihn mit sechs Pferden im raschesten Trabe an Ort und Stelle fahren lassen. An einem gewissen Punkte hätten ihn eine Anzahl Jäger mit einer kräftigen Fanfare empfangen müssen, „und sofort lagen der Wagen und die Pferde im Chausseegraben.“ Der hohe Herr, der sich in seinen Pelz eingewickelt gehabt, wäre dabei zwar auch zu Falle gekommen, hätte aber keinen Schaden gelitten. Die Frau vom Hause hatte dann, als man bei der Rückkehr von dem Unfall gesprochen, gemeint: „Ich habe es doch gleich gedacht, wenn sie die Pferde nehmen, da giebt es was.“ — „Das erinnert mich an den hochseligen Herrn,“ versetzte der Chef, als die Historie zu Ende war. „Der war auch einmal bei jemand auf dem Lande, der setzte ihm guten Rheinwein vor. ‚Sie haben da ja einen vortrefflichen Wein‘, sagte der König. — ‚Ach ja‘, antwortete der. „Aber im Keller ist ein noch viel besserer. Majestät den sollten Sie erst kennen lernen.“

Der Minister erzählte darauf von seiner ersten Reise nach Petersburg. Er sei im Wagen gefahren, weil es zuerst keinen Schnee gegeben. Später aber sei ein starkes Gestöber eingetreten und der Weg ganz verweht worden, sodaß sein Fuhrwerk nur ganz langsam weiter gekommen sei. Bei 15 Grad Kälte und ohne Schlaf in dem engen Wagen habe er bis zur ersten Eisenbahnstation fünf volle Tage gebraucht. Im Waggon aber sei er dann gleich so fest eingeschlafen, daß er, als sie nach zehnstündiger Fahrt in Petersburg eingetroffen seien, der Meinung gewesen sei, erst vor fünf Minuten in den Zug gestiegen zu sein.

„Es hatte aber auch sein Gutes, damals, als die Eisen-

daß die Herren sich vor ihm nicht zu helfen wußten. Auch die Diener getrauten sich nicht an den wüthenden Menschen. Da wurde endlich, als der Spektakel zu arg geworden war, ich zu körperlicher Hülfe herbeigerufen. Ich sagte ihm, er sollte ruhig sein, sonst würde ich ihn einsperren lassen. Er erwiderte trotzig: ‚Das können Sie nicht, dazu haben Sie in Rußland gar kein Recht.' — ‚Das wollen wir sehen', sagte ich. ‚Ich muß Sie allerdings nach Hause schaffen, aber Stiefeln branche ich Ihnen nicht zu geben, wenn ichs auch vielleicht gethan hätte, und vorher, weil Sie sich ungebührlich aufgeführt haben, [illegible] Er sagte wieder, das könnte ich hier gar nicht. Da machte ich das Fenster auf und winkte einen Gorodowoy, einem russischen Polizeimanne, der ein Stück davon seine Station hatte. Mein Jude fuhr fort, zu schreien und zu schelten, bis der Polizeimann, ein großer starker Mensch, hereinkam. Zu dem sagte ich: (Russische Worte) ‚Nimm ihn mit — einstecken bis morgen — und fünfundzwanzig.' Und der große Schutzmann nahm den kleinen Juden mit und steckte ihn ein. Den andern Vormittag aber kam der wieder an, ganz umgewandelt, sehr demüthig, und erklärte sich zur Abreise ohne neue Stiefel bereit. Ich fragte, wie es ihm gegangen wäre inzwischen. — Schlecht wäre es ihm gegangen, sehr schlecht. — Nun, was sie ihm denn gethan hätten? — Ja, sie hätten ihn — nun sie hätten ihn — köperlich gemißhandelt. — Ich dachte nun, er würde mich zu Hause verklagen oder es in die Zeitungen bringen — in die Volkszeitung oder ein anderes Organ für jedermann. Die Juden verstehen sich ja darauf, Lärm zu schlagen. Aber er muß sichs anders überlegt haben — er hat nicht von sich hören lassen."

Abends Concepte studirt, während draußen in der Welt die Kanonen brüllten, was namentlich zwischen neun und zehn

ausführen. Das merkt das Volk endlich und gewöhnt sich an die Drohungen."

Graf Maltzahn erzählte, daß er im Fort Issy gewesen. Es sähe da greulig aus, Löcher, Kohlen, Splitter und Trümmer, und überall Haufen von Unrath und ein abscheulicher Geruch. — „Haben Sie denn keine Latrinen gehabt?" fragte jemand. — „Wie es den Anschein hat, nicht," erwiderte Maltzahn. — „Ove? dove volete, wie in Italien," bemerkte ein anderer Tischgenosse. „Ja, sie sind ein unreinliches Volk, ~~die Franzosen,~~" sagte der Chef, worauf er an die haaresträubenden Einrichtungen im Stadtschulhause zu Clermont und an ähnliche Zustände in Donchery erinnerte. — — —

Es folgte dann eine hochinteressante in die Einzelheiten eingehende Auseinandersetzung der verschiedenen Phasen, welche der Gedanke des Anschlusses der süddeutschen Staaten an den Nordbund durchlaufen. — — — „Zuletzt nach vielen Schwierigkeiten," so berichtete er weiter, „machte sich's auch mit Baiern, und es hieß: nun fehlt es blos noch an Einem — es war freilich das Wichtigste. Ich sah einen Weg und schrieb einen Brief — und dann hatte ein ~~baierischer Hofbeamter das~~ Verdienst. Er hat fast das Unmögliche geleistet. In sechs Tagen machte er die Reise hin und zurück, achtzehn Meilen ohne Eisenbahn und bis ins Gebirge hinauf nach dem Schlosse, wo der König sich aufhielt — ~~und dabei muss seine Gemahlin krank. Ja, es war viel von ihm. Er kommt an im Schlosse, findet den König allwohl — Zahngeschwür — oder an den Folgen einer Operation mit Chloroform leidend. Er ist nicht zu sprechen. — Ja, er hätte einen Brief von mir abzugeben, sehr dringend. Hilft auch nichts, der König will ungestört sein, sich diesen Tag mit nichts befassen. Schließlich aber war er doch begierig zu wissen, was ich ihm mitzutheilen hatte, und~~

Baiern gewonnen

durch meinen Herrn
K. von dem Grafen
H. aufgenommen und
durchgeführt.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA w TORUNIU

Abschlag. Fra
Caple, Bismarck

Biblioteka Główna UMK

300000562246

Biblioteka
Główna
UMK Toruń

739011